

Paul

Autor(en): **Clemenceau, Georges**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Freidenker [1908-1914]**

Band (Jahr): **2 (1909)**

Heft 9

PDF erstellt am: **11.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-406060>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die goldene Regel.

Es kann nicht der Zweck eines kurzen Artikels sein, eine erschöpfende Unterjudung des obersten Moralprinzips zu bieten und auf die einzelnen Theorien näher einzugehen. Nur ganz kurz je die christliche und die vulgäre Auffassung des ethischen Kardinalgesetzes berührt. Die christliche Religion verlangt: „Du sollst Deinen Nächsten lieben wie Dich selbst.“ Die christliche Gottheit bezieht dem Menschen die Nächstenliebe in demselben Grade, in welchem der Mensch sich selbst liebt. Gelege erstrecken sich nun im Allgemeinen auf den Umfang der menschlichen Handlungen, auf sein Tun und Lassen, nicht aber auf seine Gedanken und Gefühle. Man kann auch in der Tat keine Gefühle vordrängen. Aber auch schon das Gebieten selbst ist beschränkt. Ist es der menschlichen Art entsprechend, daß der Einzelne jeden andern liebt wie sich selbst, dann wird auch das ganze Menschenleben sich demgemäß gestalten, die Sittlichkeit wird von selbst auf dieser Grundlage ruhen und wenn ein Mensch seinen Nächsten überhaupt nicht oder nicht in dem angegebenen Grade liebt, so wird das eine Ausnahme sein. Einem göttlichen Geleze bedürfte es aber in diesem Falle nicht. Dasselbe wäre überflüssig. Nun besteht unter den Menschen in Wirklichkeit eine sehr geringe gegenseitige Zuneigung, wie die Kriege bekunden und das ganze soziale Leben zeigt. Es fragt sich also, ob es überhaupt dem Wesen des Menschen entspricht, daß jeder Einzelne seinen Nächsten wie sich selbst lieben kann, ob das oberste christliche Sittengeze nicht eine Unmöglichkeit fordert. Lieben ist ein recht unbestimmter Begriff und ungefähr gleichbedeutend mit Begehren oder individueller Zuneigung. Von Selbstlosigkeit steckt in der Liebe nicht viel, es sei denn, daß man eine Art von Vernunftliebe annimmt, welche aber keine Bedeutung hat, weil sie eben eine bloße Annahme ist. Noch bedenklicher aber ist die Grabbestimmung: die Nächstenliebe soll so groß sein wie die Eigenliebe. In Wirklichkeit ist aber die Liebe zum Nächsten um so geringer, je größer die Eigenliebe ist, und keine Macht der Welt wird einen habüdtigen, geldgierigen Menschen in's Gegenteil umkehren. Die „Eigenliebe“ ist aber oft so bedenklicher Art, daß sie direkt schädlich wirkt. Die Selbstliebe kann sich in einer Neigung zum Laster äußern und selbst das Leben des Einzelnen gefährden. Die Liebe ist nun seinen Nächsten in so bedenklicher Weise lieben wie sich selbst? Das wohl kaum. Der christliche Satz von der Nächstenliebe gilt also nur mit einer bedeutenden Einschränkung und hat tatsächlich keine praktische Bedeutung. Auch der Umstand, daß ein Gott das Gebot erläßt, ein Gott, welcher die Befolgung des Gebotes belohnt, die Verletzung desselben bestraft, hat keine Wirkung geübt. Denn der göttliche Lohn wie die göttliche Strafe legen zu ihrer Vollendung ein Jenseits voraus und es ist nicht Jedermanns Sache, sich viel mit diesem Jenseits abzugeben. Das Jenseits und seine ethische Bedeutung für die Menschheit besteht von der betreffenden Gottheit in einwandfreier Weise glaubhaft gemacht werden sollen, während es in Wirklichkeit nicht einmal in das Reich der Möglichkeiten zu ziehen ist. Aber abgesehen von dieser christlichen Norm ist auch die vulgäre Auffassung des ethischen Grundgesetzes wenig geeignet, das sittliche Bewußtsein zu heben, den Menschen zu veredeln. „Tue jedem anderen, was Du willst, daß er Dir tun soll“ lautet die geläufigste Formel. Nun gibt es sehr bedürftige Menschen, welche von ihrem Mitmenschen nicht viel mehr wollen, als daß er sie in Ruhe läßt. Solche Menschen würden nach obiger Regel kaum große Verpflichtungen haben, während sehr anspruchsvolle Naturen ein Maß von Verpflichtungen begehren, welchen sie kaum jemals würden entsprechen können. Auch wird das, was man von andern erwünscht, nicht ausnahmslos gut und sittlich sein. Die

von den beiden anderen wohl der Verräter sei, der alles, was sie untereinander getan und gesprochen haben, oben- drein noch aufgebauht, weiter tragen werde.
Was ist ihre Gedankenwelt? Der religiöse Glaube ist, wie bei allen Halbgebildeten, nur in engen Rahmen ent- wickelt. Er hängt am Formelwerk, und es fehlt ihm jede Verinnerlichung. Das Weib ist dem spanischen Priester eine Feindin, die er fürchtet, oder höchstens das Zutrümmel seiner Gelüste und das Mittel, zu Einkünften und Geld zu kommen. Das Familienleben erscheint ihm eine halbwegs un- moralischen Einrichtung, das Staatswesen ein fegeisches Mabel, das nur gegen Gott und die Kirche geschaffen ist. Die Politiker werden allenfalls noch als Nachhaber ein- geschätzt, soweit sie ihren Einfluß zugunsten der Geistlichen verwenden können. Die ganze Welt ist etwas Nebelhaftes und Chaotisches und im Grunde Verderbtes. Die Kirche ist die Herrschaft, oder besser gesagt, der Papst allein ist es, die Jesuiten und die Bischöfe sind es. Der Fromme ist nichts und hat keinen andern Zweck als Geld zu beschaffen. Die sozialpolitischen Anschauungen des spanischen Mlerus la- sen sich in die Worte zusammenfassen: „Dem Volk etwas Brot und viel Krügel. Glücklich und Unglückliche und unver- meidbare Uebel gibt es und muß es geben.“ Mit der Zeit sieht sich der intelligente Priester bald enttäuscht. Er liebt, beobachtet und lernt, — auf Kosten seines Glaubens. In seinen Ideen vollzieht sich ein Wandel, aber er dient nur ihm allein. Er muß sich hüten, sein Inneres aufzudecken, denn im Priesteramt wird er keinen Freund finden, der ihn verstehen will.
Der spanische Mlerus läßt sich einteilen in Männer des Glaubens, deren Zahl gering ist, die zumeist nicht stark im Geiste sind oder noch nie in ihrem Beruf. Ferner in Männer eines Zwitterglaubens, die zwar nicht gläubig sind, aber auch nicht vom Glauben lassen wollen. Der Abfall der M- trümmige rüst in ihnen Entsetzen wach, und doch sind auch sie Abtrünnige, die sich nur noch an eine dogmatische Hal- tung, die sie sich selbst gebildet haben. Man kann sie vor den Altar treten lassen, während sie noch den Luft der letzten weiblichen Verführung an sich tragen. Noch in der Sakristei verleumden sie den Nächsten oder schmiden Machepläne. Aber um nichts in der Welt würden sie vor der Messe einen Schluck Wasser nehmen. — Zuletzt die Männer ohne Glauben. Das ist die Mehrzahl des hohen Mlerus, von dem die einen Arbeiteten, die anderen bloße Skeptiker, die übrigen im besten Falle christliche Deisten sind. Diese frühstünden getrotzt vor der Messe und faßen ihren Beruf überhaupt lediglich als Erwerbsmittel auf.
Im geistlichen Stande ist das gemeinsame Leben und unerlaubter Umgang mit einer Frauensperson keine Sel- tenheit. Ja, es wird der als feuch und tugendhaft geprie- sen, der mit einem Weibe alleine lebt und ihr die Treue hält und für die etwa aus dem Bunde hervorkehrenden Kinder wenigstens als für angeblide Veffen und Nichten sorgt. Solch moralischer Wandel ist nicht allgemein. Das Ge- wöhnliche ist das Verhältnis zur Venus der Straße, die Liebchaft mit dem schönen Weibliche, die Eroberung der Ehefrau, der liebenswürdigen Witwen und Waisen. Die Priesteramoral spiegelt sich in dem Sakristeier: „Morgens Priester, mittags Feinschmecker und nachts Ehegatte.“ Kindsmord und Abtreibung sind an der Tagesordnung. Auch selbst es sonst nicht an widernatürlichen Vorwimm- sen. Vor sieben Jahren wurde in der Diözese Jaen ein Geistlicher zum Tode verurteilt und hingerichtet, weil er im Eindernehmen mit seiner Mutter, mit der er geschlechtliche Beziehungen unterhielt, seinen eigenen Vater ermordet hatte. Seitdem die Jesuiten und die Frailes an der Ver- schaft sind, hat auch der gleichgeschlechtliche Verkehr im Mlerus erkaunlich an Verbreitung zugenommen und tritt fast mit derselben Offenheit zutage wie bei der Geistlichkeit

Roms. Die Kirche drückt dem gegenüber ein Auge zu und zeigt sich viel launfmütiger gegen diese Verirrung, als wenn es sich einmal um eine nicht zu vermeintliche, allzu skan- dalöse Liebesaffäre zwischen einem Priester und einem Weib handelte.
Die Simonie ist das Mittel, um zu einer besseren Stel- lung zu gelangen. Von der Bischofsstühle und dem Kar- dinalshut bis zu den niedrigsten Ventern ist alles zu kaufen. Hängt die Verleihung einer Fründe im einzelnen Falle von irgend einem Wettbewerb ab, so ist sie auf dem Wege der Beeinflussung durch Geld meist vor dem Gamen schon in festen Händen. Hat der reichliche Obere die Stellung zu vergeben, so nimmt er dafür, was er kriegen kann, Geld, Dienste und Geschenke oder er nimmt auf Empfehlung von seinen solcher Leute Nichtsicht, denen er auf gleiche Weise zu Dank verpflichtet worden Es ist so allgemeiner Brauch. Die Schlafzimmer der intimen Fremdbinden der Minister und politischen Persönlichkeiten, die Vorzimmer der hohen Staatsbeamten, die Salons der Damen des Palastes, die Besuchsräume der Nonnenklöster, und die Munitiatur, — vor allem die Munitiatur, denn der Munitus beschafft sich eine städtische Nebeneinkünfte, indem er den Kandidaten für die Mitra und die hohen Kirchenposten seine Empfeh- lung in Mitra verkauft, — alle diese Stellen, sage ich, sind für die Zusammennehmung des geistlichen Personals von grö- ßerer Bedeutung als die Amtsstuben der bischöflichen Pa- läste und des Kultusministeriums. Man weiß auch ungefähr den Tarif. Eine Erzbischofsstühle kostet 100,000 Rejetas, eine Bischofsstühle 50,000—60,000 Rejetas, ein Domherrn- amt 10,000—25,000 Rejetas. Für einen Kardinalshut sind außerdem noch an den span. 9,000 Rs. auszugeben.
Leo XIII. bedachte eines Tages den Bischof von Urgel, Casañas, späteren Erzbischof von Barcelona, mit dem Kar- dinalshut. Dem spanischen Staatsfchat belastet solch ein Geschenk nebenbei für die Lebenszeit des hochwürdigen Herrn mit 5000 Rejetas extra. Als der neue Kardinal das Zeichen der Würde empfing, erhielt er auch gleichzeitig eine Rechnung von der römischen Kurie über den Betrag von 60,000 Franken. In seinen Leben hatte er joviell nicht bei- sammen gelehrt. Er wandte sich an seinen Freund, den Bis- chof von Vich, Morgades, der ein reicher Mann war, und der sagte ihm:
— „Reiber Freund, mit der Sabgier in Rom ist nicht zu spaßen die 60,000 Franken müssen ohne Aufschub und Ent- schuldigung hingedacht werden.
— „Aber wenn ich sie doch nicht habe?
— „Der Papst nimmt an, daß Sie sie aus dem Zell Ihrer Schafe icheren werden.
— „Unmöglich, ich habe bis jetzt mit vieler Müß und Not 9000 Franken eripart.
— „Gut, so werde ich Ihnen den Rest leihen, und sprechen wir nicht mehr davon.
Wie kann in einer Gesellschaft Moral und Nächstenliebe herrschen, wo die leitenden Stellen so, selbst mit der höchsten Geistlichkeit, umgeben! Während der dreißig Jahre Priesterlaufbahn, die auf nur laßen, habe ich wohl mehr als gekanntes Geistliche kennen gelernt. Nur von vieren kann ich sagen, daß sie wirklich feuch, nüchtern, rechtschaffen und den Geboten der Kirche geforamt gelebt haben. Drei von ihnen waren die einfältigsten Menschen, und nur der vierte einigermaßen gebildet. Arme Nichtswisser! Der Brief eines Mlericus macht für gewöhnlich nach Sizil und Ortho- graphie den Eindruck, als sei er von einer Schenermagd geschrieben. Die Frailes und die Jesuiten wissen nicht viel mehr. Eher oft noch weniger. Der einzige Unterriede be- steht in der größeren Heuchelei, mit der jeder religiöse Or- den die wissenschaftlichen Leistungen seiner Mitglieder mit überlauten Trompetenstößen in die Welt poajunt.

Paul.

Von Georges Clemenceau. *)

Es war ein Vagabund, ein Missetäter, von fünf oder sechs Jahren, der da auf einem Kirchhofen schlief und des Verbrechens verdächtigt und überführt war, an unbe- kannten Ort von unbekannt Eltern geboren zu sein.
Es gibt Kinder, die in Privatwästen in den Ghamps d'Ulyes zur Welt kommen. Sie haben da nur in Frieden zu leben. Der brave Schutzmann hält, seine Kunde machend, Tag und Nacht gute Wacht über sie.
Andere erblicken das Licht der Welt in bürgerlichen Säulern, in Läden, auf Nachtgütern. Gegen sie ist nichts zu sagen.
Viele aber drängen sich ins Dasein in Dachkammern, in wackeligen Schuppen, in verdächtigen Verhöhlen, in Zirkuswagen oder am Rande eines Grabens. Diese müssen im Auge behalten werden, da sie durchaus fähig sind, selbst, bevor sie das Alter der Vernunft erreicht haben, die Krübe der anderen zu füren. Man sieht sie vermahrlust umher- streifen, unter die Räder geraten, in der Tiefe des Wassers ihre letzte Zuflucht nehmen, immer auf der Suche nach dem, woran sie Mangel leiden und so eßen verlangen, sobald sie Hunger haben, was eine vom Geleze unterlagte Bettelhaftigkeit ist. Geraten sie in Lebensgefahr, so erhebt man den Anspruch, sie zu retten. Doch wenn sie leben wollen? . . . Nicht weiter! Wie verwickelt ist doch das Geleze!
Unfähig, sich darin zurechtzufinden, und dumdel begreifend, daß eine höhere Gewalt gegen ihn sei, hatte unser zu- künftiger Landstreicher beschloßen, sich auf einen Misthaufen schlafen zu legen. Um ihn herum schmolz der Schnee, durch- näßte seine zerfesten Lumpen, entzog dem elenden, erstarr- ten Körper die geringe Spur von Wärme und bereitete all- gemach diesen kümmerlichen Ueberrest schmerzlichen Lebens auf den großen Frieden der völligen Empfindungslosigkeit vor. Die Augen halb geschlossen, das Gesicht verchwollen, die Lippen blaurot, die kleinen Hände blutig, kehrte sich das dem Leben kaum erschlossene Wesen wieder vom Leben ab. Eine himme Tragödie, an der die Fußgänger gleichgültig vorüberhasteten.
Indes, die Polizei wachte. Die öffentliche Ordnung fordert, daß die, welche trieren, nach Herzenslust vom Gut- ten erschüttert werden, daß die, welche nichts zu essen haben sich ohne Kärm in Hungerkrämpfen winden und daß die- jenigen, welche willens sind, aus solchem Anlaß zu sterben, den Glücklichen dieser Welt nicht durch ihre letzten Zukun- gen lästig fallen.
Das Gefängnis oder das Krankenhaus, der Demon- striertisch des Soriales und das Leichenhaus bieten in Dringlichkeitsfällen ihre gütlichen Räume. Die Strafe weilt das obdahlote Geschöpf zurück. Es ist verboten, da seinen Lebensunterhalt zu erbetteln, verboten, da zu sterben.

Der nichtsnutzige Galgenstrich fand wie uns zum Hohn, einen Ausweg zwischen Leben und Sterben: er schloß. Habe ich nicht gelagt, daß die Polizei wachte?
Schon zweimal war die Wache an der dunklen Mauer vorübergekommen, ohne den Verbrecher auf frischer Tat des Schlafens zu ertappen. Wiederum erhielt der gleichmäßige Tritt, die beiden Schuhschritte kommen näher heran, ihre Augen späher scharf umher; da knirrt plötzlich aus dem dunklen Winkel ein abgültiger, form- und farbloser Budel hervor, bellt, heult wie in höchster Not und zerrt die beiden Polizisten bis zu dem Saufen Kumpen, unter dem das kleine, lebende Wesen dem Vordringen des Todes seinen letzten Widerstand leistet.
Der Budel ist der Freund des Vagabunden. An das Kind geschmiegt, hatte der Hund ihm von seiner Wärme ab- gegeben, ihm das dürftige, erfrorene Gesicht geleckt und schließlich die tödliche, immer höher steigende Kälte gespürt, die nahe daran war, das Leben zu überwinden. Dies war der Anlaß seines Winkels und seiner Freude, als er Hilfe nahen sah. Schon hatten sich die beiden Männer des Kleinen bemächtigt, schüttelten ihn, rieben ihn, erweckten ihn mit gutgemeinten Schößen und am Ende stellten sie ihn, zwar noch schwanfend, wieder auf seine Beine.
„Was machst Du da, kleines Unglücksbäum?“
Keine Antwort.
„Aber so antworte doch. Wie heißt Du?“
Durch die laute, braunige Stimme und den begleiten- den Stoß erschreckt, bricht der kleine Serumtreiber in Trä- nen aus. Der Budel springt an ihm empur, reißt ihm das Gesicht mit seiner Schnauze, und das Kind ist getröft.
Das Verhör wird wieder aufgenommen.
„Wo ist Dein Vater?“
„Weiß nicht.“
„Wo ist Deine Mutter?“
„Fort.“
„Wohin ist sie gegangen?“
„Weiß nicht.“
„Wie heißt Du?“
„Paul.“
„Paul . . . und weiter . . .?“
„Paul.“
Unmöglich etwas anderes herauszubekommen.
„Paul, Du frierst, komm mit uns, um Dich zu wärmen.“
Paul will gern. Er faßt die ihm entgegengetrocknete Hand und ruft ernsthaft seinen Freund, den Widel: „Paul.“
„Nanu,“ meint der Mann, „wer von euch beiden heißt Paul? Du oder Dein Hund? Wie heißt Du?“
„Paul.“
„Und Dein Hund?“
„Paul.“
Ein merkwürdiger Fall, ein einziger Name für zwei Ge- schöpfe. Eine Freundschaft inniger zu verdimeln, wäre nicht möglich. Kind und Hund gemeinsam sind: Paul; ge- trennt sind sie nur die Säfte eines Namens. Die berühm- testen Freundschaften des Mteriums bieten uns kein Bei-

spiel einer so vollkommenen Vereinigung. Ein kleiner Bett- ler und ein Hund mußten, den Droskuren gleich, eine den Göttern selbst unbekanntes Vollkommenheit erreichen.
Uebrigens ist der Hund, der jetzt um den zweiten Paul herumjüngt, ein sonderbares Geschöpf. Naß, rändig, rot- gelb, schmutzig und stinkend, heftet er große, braune, von grenzenloser Färdigkeit überlebende Augen auf seine menschliche Säfte, und dieser andere kleine Schmutzflut legt in ein schönes Lächeln die Liebe, die ihn für seinen Freund erfüllt. Verdienstvoller alle Seelen sich jemals inniger?
Mit den Sunden verhält es sich wie mit den Kindern; sie haben ihr Schicksal. Die einen kommen in japanischen, seibengepolsterten Körbchen zur Welt, um mit Vändern ge- schmückt, zierlich herausgeputzt und mit Biskuits gefüttert zu werden. Andere, Jagd-, Hof- oder Haushund nehmen ihren Anteil an unseren Beschäftigungen, unseren Mühen und unseren Vergnügungen. Außerdem gibt es welche die, einer Zufallsbegegnung ihr Dasein verankend, auf der Straße zur Welt kommen und stiellos herumstreifen, bis sie in die Schlinge des Hundefängers geraten.
Männer, Frauen, Kinder oder Hunde, alles, was vaga- bundiert, muß gefänglich eingezogen werden. Man muß Eigentümer oder Mieter sein, so will es das Geleze. Aus Ermattung läßt der Mensch sich festnehmen. Der Hund, der flüger ist, hat sein Vergnügen daran, die Fallstricke zu wü- tern. Nur weil unser Budel Hilfe für seinen Freund braucht, läßt er die Polizei an sich heran kommen.
Wie diese zwei Wesen sich begegnet, sich kennen und lie- ben gelernt, wird man nie erfahren. Leidensgefährten ziehen sich an, helfen einander, erleichtern sich gegenseitig ihr Los; das Geschick der beiden war ohne Zweifel das gleiche.
Ob gemeinsam oder getrennt, ihr Leben trug den Stemp- el derselben Leiden bis zu dem Tage, an dem sie ihrer beider Glend zu dem Glück ihrer Freundschaft vereinigten.
Nur eines steht unerrückbar fest, sie lieben sich und wollen sich nicht trennen. In dem Bewußtsein, den kleinen Mann gerettet zu haben, springt jetzt der Hund mit freudig- gem Gebell umher. Da er die beiden Mauen färdlich gegen seinen Bruder sieht, liebt der Budel sie und faßt ein schönes Zutrauen zu der bis her verachteten Uniform. Sittet auch vor bereitigen Urteilen, brave Geschöpfe, die von Men- schen- und Hunderechten frei Gebrauch zu machen dachtet, indem ihr zwei auch zu nur einem verbandet.
Nun zur Wache. Der Mann erscheint behaglich, insofne eines Fens, der eine moßtuende Wärme ausstrahlt. Kind und Hund faßen Zutrauen. Nachdem der Polizeiwach- meister den Bericht seiner Leute entgegengenommen hat, muß er den zweifelhafte Serumtreiber anfragen, da die Mytherien artikulierter Laute dem Verhörler unbekannt sind. Die gleichen Frage wie zuvor, die gleichen Antworten. Nicht mehr und nicht weniger. Sie beide zusammen sind ein Paul, das ist alles. Der Wachmeister kratzt sich hinter dem Ohr, dieser Fall ist von der Polizeiordnung nicht vor- gesehen. Es gibt nur den Ausweg, das Kind zu behalten und den Hund forzujagen. Hinans mit dem schlafenden

*) Uebersetzt von Olga Sigaal.